Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 9 (1941-1942)
Heft: 1

Artikel: Die moralische Kraft
Autor: Wille, Ulrich
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-759566

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 08.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die moralische Kraft

Von General Ulrich Wille

Die hier wiedergegebene Betrachtung ist im Jahre 1905 in der Allgemeinen Schweizerischen Militärzeitung erschienen. Wir haben sie dem prachtvollen Band der „Gesammelten Schriften" General Ulrich Willes entnommen, der demnächst im Fretz und Wasmuth-Verlag erscheinen wird. Die schöne und längst fällige Aufgabe, aus der reichen Fülle der schriftlichen Aeusserungen Ulrich Willes eine lebendige und das Wesentliche umfassende Auswahl zu treffen, hat Oberst Edgar Schumacher übernommen und auf wahrhaft meisterhafte Weise gelöst. Er hat damit dem schweizerischen General des ersten Weltkrieges ein grossgeartetes Denkmal gesetzt. Dem Schweizervolk wird ein Werk geschenkt, das sein Geisteserbe glanzvoll und auf die Dauer bereichert.

Dass Ulrich Wille zu den grossen Erscheinungen unserer Geschichte zählt, ist heute unumstritten. Dass er auch zu den Grossen unseres Schrifttums zählt, wird für viele, vor allem aus der jüngeren Generation, eine Entdeckung bedeuten. Unser Land hat seit der napoleonischen Aera manchen bedeutenden Militärschriftsteller aufzuweisen gehabt; wir brauchen uns nur an die Namen: Jomini, Warnery und Dufour zu erinnern. Zu ihren Werken greift heute nur noch der Geschichtsfreund. Die Schriften Ulrich Willes dagegen sind in ihrem Kerngehalt von überwältigender Aktualität, und sie werden es bleiben, solange unser Volk und unser Staat willens sind und kraftvoll genug, Freiheit und Unabhängigkeit zu wahren durch eine kriegstüchtige Miliz.

Die Schaffung einer kriegsgenügenden Miliz war die Lebenstat Ulrich Willes. Eines der Mittel zu dieser Tat war ihm das Wort, das er als Meister beherrschte. Wort und Tat waren ihm eines; in jenem wie in dieser kam der ganze Mann zum Ausdruck mit der vollen, unbeugsamen Kraft seines Charakters, seines überlegenen Geistes und seines noblen Empfindens. Was Ulrich Wille geschaffen, musste im Fortwirken und Fortzeugen der tiefen Spuren seiner Persönlichkeit immer mehr verlustig gehen; was er geschrieben, bewahrt uns das Bild

seiner geist- und kraftvollen Gestalt. Die Anlässe zu allen seinen schriftlichen Aeusserungen lieferten ihm die Zeit und der Tag; die grossen und einfachen Grundgedanken aber, die er zu vollendetem Ausdruck brachte, stehen über der Zeit, denn sie betreffen nicht militärische Einrichtungen und Mittel, sondern die soldatischen Tugenden. Diese Tugenden, die edelste Frucht echter Männlichkeit, sind in unserem Lande nie schöner und tiefer in Worte gefasst worden, als von Ulrich Wille, der sich als Lebensaufgabe vorgenommen hatte, sie nicht zu predigen, sondern zu züchten. *W. M.*

Die interessanten und in ihren Schlussfolgerungen so richtigen Darlegungen, die unser geschätzter Mitarbeiter in seinem Aufsatz: Der moralische Faktor im Ernstkampfe (Nr. 32) geboten, haben mächtig angeregt, eigene Meinung über das Viele zu äussern, das man jetzt über die Schrecken des Krieges liest, und zwar nicht von Friedensaposteln geschrieben, sondern von Männern des Handwerks.

In einem im Jahr 1892, also vor 13 Jahren in der Offiziersgesellschaft Zürich gehaltenen Vortrag über die Ausbildung der Armee habe ich als Leitmelodie meiner Ausführungen den Satz ausgesprochen, dass ich der ungeheuer vermehrten Wirkungsfähigkeit moderner Feuerwaffen keinen andern Einfluss auf Kampf und Krieg zuerkennen könne als die Anforderung erhöhter moralischer Kraft bei Führern und Truppe. Hierauf muss ich hinweisen, um Missdeutung meiner nachfolgenden Darlegungen vorzubeugen.

Darin, dass so vielfach heute die Schrecken der Schlacht mit Bewunderung und grauenerregendem Naturalismus dargestellt werden, erblicke ich nicht die Notwendigkeit hierzu, sondern nur die Einwirkung der modernen Schule in der allgemeinen Literatur, die nach der einen Richtung von Zola und in der anderen von Ibsen herrührt. Ich anerkenne nicht, dass die moralische Kraft des Menschen soviel geringer, seine „Nervosität" soviel grösser geworden sei, dass deswegen der Stärkung der moralischen Kraft erhöhte Aufmerksamkeit geschenkt werden muss, und ich leugne frisch weg, dass die Schlachten von heute auf den gesunden Mann einen so viel mehr nervenerschütternden Eindruck hervorbringen, wie glauben gemacht werden will. Das einzige, warum mit Nachdruck auf den durch moderne Kampfes-

mittel erhöhten Manneswert aufmerksam gemacht werden muss, ist, weil sonst die vermehrte Vollkommenheit der technischen Hilfsmittel zu dem Glauben verleitet, dass in ihnen und in ihrem wissenschaftlichen Gebrauch und in ihrer wissenschaftlichen Bekämpfung und nicht allein im Manneswert, der diese Dinge braucht und beherrscht, das Mittel zum Siege liegt. Solcher Glaube und das Handeln in ihm ist der einzige böse Einfluss, den die vervollkommneten Waffen auf das Verhalten im Kampf ausüben, und nicht die Schrecknisse des Schlachtfeldes, die sie hervorrufen.

Das Schlachtfeld war zu keinen Zeiten ein gemütlicher Aufenthalt, und das unbehagliche Gefühl, ob man lebend oder mit gesunden Gliedern wieder rauskommt, war ganz gleich möglich zur Zeit, als man mit Morgensternen aufeinander losschlug, wie heute, wo die Kugeln in der Luft eine so unheimliche Musik machen. Und ich glaube, dass auch damals der geist- und temperamentvolle Schriftsteller Pflugk-Hartung ganz das gleiche hätte mit ansehen, hören und riechen können[1]), das er so lebenswahr aus den Erinnerungen an sein eigenes Vorgehen in die Schlacht schildert. (Siehe den angeführten Aufsatz in Nr. 32).

Von solchen Gefühlen der Sorge um sein Leben wird der Mensch nie frei sein; das war früher so wie heute, und ebenso wird es auch ewig und in jeder gefahrvollen Lage imstande sein, seinen Einfluss auf das Wesen und Verhalten des Menschen auszuüben. Dass aber bei den heutigen Waffen dies Gefühl sich im Menschen stärker fühlbar machen muss und dass der Soldat unserer höheren Kultur diesem Gefühl gegenüber widerstandsloser ist als der rohe Krieger vergangener Jahrhunderte, das bestreite ich.

Den Beweis haben die Schlachten von 1866 und von 1870 und, wie mir scheint, auch die Kämpfe in der Mandschurei und die Eroberung Port-Arthurs erbracht.

Bezüglich der grösseren Schrecken des Schlachtfeldes wollen wir nicht von der Tatsache sprechen, dass sich die Behauptung

---

[1]) Auch Sancho Pansa verlor die Herrschaft über seine Gedärme, als er und sein Herr, der tapfere Junker von La Mancha, in dem Klopfen einer Stampfmühle das drohende Poltern von Riesen vermutete, auf deren Bekämpfung sich der edle Ritter freute.

von den so ungeheuer vermehrten Verlusten durch die weittragenden Schnellader von heute schon gleich als Illusion erwiesen hat. Kein Schlachttag im russisch-japanischen Kriege hat soviel Verwundete und Tote im Verhältnis zur Zahl der Kämpfenden gekostet wie die meisten der Schlachten von 1870 und 1866, obgleich damals die Waffen sehr viel minderwertiger waren. Es soll auch nicht davon gesprochen werden, dass trotz der ungeheuer vermehrten Wirkungsfähigkeit der Waffen das Kampfesverfahren des Siegers im jetzigen Krieg im wesentlichen nicht anders ist als das Kampfesverfahren des Siegers von damals. Wir wollen nur sprechen von der behaupteten furchtbaren Wirkung auf die Nerven durch das heutige Pfeifen und Summen der Geschosse und durch die „Leere des Schlachtfeldes". Das Pfeifen der Geschosse, von denen man nicht weiss, wo sie einschlagen, ist 1866 und 1870 gerade so der Fall gewesen wie heute und hat niemals den Angreifer, übrigens geradeso wie auch in diesem Kriege die Japaner, am Vorgehen gehindert. Wohl mag die Zahl der Geschosse, die durch die Luft pfeifen, heute eine viel grössere sein, und wohl mag dies den Nerven so verderbliche Geräusch heute früher anfangen als damals, aber der Unterschied in der Schnelligkeit, mit der die Franzosen 1870 ihre Munition verknallten, so dass sie ihnen auf den entscheidenden Entfernungen mangelte, war doch kein so grosser, dass dadurch erhöhte Wirkung auf die Nerven hervorgebracht wird. Wenn einmal die Kugeln über die Köpfe pfeifen, so ist es in der Wirkung auf die Nerven ganz gleich, ob dies 1000 oder 2000 sind, da wird nicht nachgezählt, und die Kontinuität dieses unangenehmen Geräusches war früher ganz gleich wie heute. Was dann aber der frühere Beginn dieses Lärmes bei den weittragenden Waffen anbetrifft, so ist richtig, dass heute früher zu schiessen begonnen wird, aber die Ausnutzung des Terrains und der Formationen zum Schutz gegen feindliche Feuerwirkung, die wir heute lehren und handhaben, war damals sehr wenig gebräuchlich und eingeübt; die heutige Gewohnheit des möglichst gedeckten Vorgehens gleicht den bösen Einfluss vollständig aus, den allenfalls das (viel zu früh beginnende) Geschiesse auf die sensiblen Nerven des Kulturmenschen haben kann. Und nun die grauenerregende „Leere des Schlachtfeldes"! Wir möchten meinen, dass dieses Schlagwort von ei-

nem Maler erfunden worden ist. Zweifellos wird das Fehlen der Rauchwolken auf dem Schlachtfelde der malerischen Darstellung eine sehr effektvolle Erscheinung geraubt haben, aber wie deswegen eine den Soldaten mit Grauen erfüllende Leere des Schlachtfeldes entstehen soll, kann nur eine nicht klar denkende aber um so lebhafter arbeitende Phantasie zusammenkonstruieren. Ich sollte meinen, die Unbehaglichkeit, weil man den Gegner nicht recht sehen und erkennen kann, muss viel grösser sein, wenn die „Wolken des Pulverdampfes" den Ausblick verhüllen, als wenn alles hübsch klar ist und man den Gegner nur deswegen nicht deutlich erkennt, weil er sich hübsch gedeckt, oder weil er noch so weit entfernt, dass man nicht ordentlich unterscheiden kann. Ich möchte ferner auch glauben, dass es grösserer moralischer Kraft bedarf, um ohne zu schiessen in der ruhigen Vorwärtsbewegung zu bleiben, wenn man die Stelle deutlich sieht, wo der Gegner steht und schiesst, als wenn man darüber im unklaren ist. Man möge den Versuch mit wenig desziplinierten Truppen machen. Schon beim Friedensmanöver wollen sie gleich schiessen, sobald sie den Gegner sehen, der ihnen Schaden zufügen kann, währenddem sogar die Wilden, sofern sie überhaupt Männer und zum Kämpfen befähigt sind, instinktiv in rascher Vorwärtsbewegung bleiben, solange sie nicht wissen, wohin sie schiessen sollen, um sich ihrer Haut zu wehren. Ganze Wagenladungen von Papier sind seinerzeit, als das rauchschwache Pulver aufkam, vollgeschrieben worden, um mit der ganzen Logik der Wissenschaft zu beweisen, welche vollständige Umgestaltung der Taktik diese Neuerung zur Folge haben müsse; von dem allem ist nichts übrig geblieben als die leere Lehre von der furchtbaren Wirkung der Leere des Schlachtfeldes auf die klapperige moralische Kraft des Soldaten.

Der Soldat von heute steht aber in moralischer Kraft nicht tiefer sondern viel höher als der rohe Krieger vergangener Zeiten. Wohl fehlt ihm das, was den Krieger vergangener Zeiten gleichgültiger machte gegen Schmerz und Tod: die Gewohnheit, so etwas zu sehen und mitzuerleben. Als noch vor jedem Stadttor Rad und Galgen standen, und das Zuschauen von grauen- und ekelerregenden Exekutionen noch in den Lehrplan der Volksschulen gehörte, als noch Stock und Rute als das vor-

nehmste Erziehungsmittel galten und jeder Höhere dem Niederen mit dem Stock seine Ueberlegenheit fühlbar machen durfte, war der Mensch überhaupt viel weniger sensibel als heute. Es ist auch zweifellos richtig, dass das in Elend und Not lebende, das kümmerlich und schlecht genährte niedere Volk früherer Zeiten Schmerz und Tod mit weniger innerer Auflehnung über sich ergehen liess. Aber das ist für den Gebrauch des Menschen zum Krieg kein Vorzug, sondern ein Nachteil. Die auf jene Art hervorgerufene Gleichgültigkeit der Masse der Menschen gegen Tod und Schmerz und gegen ekel- und mitleidenerregenden Anblick ist nicht eine durch solche Gewöhnung erschaffene grössere Kraft, sondern nur elende Abgestumpftheit, der die Kraft zum Ueberwinden fehlt. Das ist durchaus richtig, der Kulturmensch von heute hat die Eigenschaft, viel lebhafter zu empfinden und über alles nachzudenken, wenn Gefahr und Tod ihm bevorsteht, und unbesehen will ich glauben, dass viel mehr als in früheren Zeiten, wenn es in die Schlacht geht, den Anblick gewähren, den Pflugk-Hartung so drastisch geschildert hat. Das ist aber nicht, weil die Menschheit von heute so elend viel nervenschwächer ist, sondern weil das höherstehende Individuum auch ein lebhafteres Vorstellungsvermögen besitzt. Die Menschheit von heute ist nicht nervenschwächer als diejenige vergangener Zeiten, und die Neurasthenie ist nicht die wirkliche, sondern die offizielle Modekrankheit unserer Zeit. Selbst wenn sie in jenem kleinen Prozentsatz der Menschheit, der sich nur mit geistiger Arbeit oder Vergnügen abgibt, so verbreitet ist, wie behauptet wird, so trifft es doch nicht zu auf die Masse des Volkes, auf diese kommt es alleine an, wenn man von der Gesundheit der Nation spricht. Wohl gibt es noch heute viel Elend in den Kulturländern, aber ungeheuer viel weniger als früher. Das Elend, an dem „man" früher gerade so gleichgültig vorüberging, wie man den Martern am Rad zusah, erweckt heute nicht bloss Mitleid frommer um den Himmel besorgter Seelen, sondern wird bekämpft, weil dies als Pflicht der Allgemeinheit empfunden wird. Die Masse des niederen Volkes ist trotz allem Elend, das noch auf der Welt ist, heute physisch, geistig und moralisch kräftiger entwickelt als je zuvor, und wo diese Gesundheit zunimmt, ist kein Boden für die Krankheit des Schwächlings: für die Neurasthenie.

Die lebhafte Phantasie der Kulturmenschen kann ihm wohl die Schrecknisse, die seiner in der Schlacht warten, in grellen Farben vor die Seele führen, so dass das Herz unruhig pocht und das Allgemeinbefinden kein angenehmes, vielleicht sogar ein etwas unmännliches ist. Aber deswegen darf doch nicht geglaubt werden, dass er dann später, wenn er in der Gefahr drin ist, und handeln soll, in seiner Mehrzahl — Ausnahmen gibt es immer — eine feige Memme sei, die vor Angst und Aufregung nicht weiss, was sie tut und was sie tun soll und deswegen durch mechanische Mittel (Gefechtsdrill) dahin gebracht werden muss, einem Automaten gleich einigermassen seine Pflicht zu erfüllen.

Tolstoi schildert in einer seiner Novellen zwei junge russische Offiziere in Sebastopol, von denen der eine, eben aus der Junkerschule entlassen, vor Schreck bebte, als ihm der Befehl zum Dienst in der gefährlichsten Batterie wird, während der andere laut seine Freude kund gibt über dies Kommando, bei dem Ehre und Ruhm zu erwerben. Als sie dann aber im feindlichen Geschosshagel ihr Feuer leiten müssen, als die Toten herumliegen und die Verwundeten stöhnen, da tut der mit der vorher lebhaft erregten Phantasie kalt und besonnen seine Pflicht und bemerkt in einem Moment des Ausschnaufens mit einem gewissen Erstaunen, dass er ja gar keine Furcht hat, während der andere vor Furcht und Schrecken kaum weiss, was er tut. Sowie der Moment kommt, wo an den Menschen der höheren Kultur der kategorische Imperativ der Pflicht herantritt, verschwinden sofort aus seiner Seele die Schrecknisse und Bedenken, die seine reichere Vorstellungsfähigkeit in ihr hervorgerufen hatte. Das ist nicht, weil die Willensenergie nun die Angst der Seele niederkämpft, es ist nicht der Erfolg eines darauf gerichteten bewussten Entschlusses, sondern ist ganz von selbst da, weil jetzt die Erfüllung der Pflicht an die Reihe kommt und dann gleich so den ganzen Menschen in Beschlag nimmt, dass alles andere Denken aus der Seele verschwindet.

Winkelried soll, als er bei Sempach die Speere der Ritter zusammenfasste, in seine Brust drückte und zerbrach, gerufen haben: „Ich will euch eine Gasse machen, sorget für Weib und Kind."

Der erste Teil seines berühmten Ausspruchs mag wahr sein, der zweite Teil, in dem er sich so schön als besorgter Familienvater und liebender Gatte zeigt, ganz gewiss nicht.

Der Mann, der mitten im Ansturm gegen den Gegner die Notwendigkeit dieses Mittels zum Durchbrechen der feindlichen Linie erkennt und dann ohne sich zu besinnen, dies Mittel auch ergreift und sich für den Sieg der andern opfert, der ist in diesem Moment ganz bei der Sache. Er denkt nicht an Weib und Kind und an seine Pflicht, eine letztwillige Verfügung zu treffen, sondern denkt nur an die Ausführung und Durchführung seines männlichen Willens. Vorher, wenn an den bevorstehenden Kampf erst gedacht wird, oder wenn der Held sterbend auf der Walstatt liegt, da denkt er in sorgender Liebe der Seinen, wenn es aber zu handeln gilt in der höchsten Pflichterfüllung der Soldaten niemals. Das gilt gleich für den Helden, der in ruhigem Entschluss sein Leben für die andern opfert, wie auch für den Feigling, der nur sein jämmerliches Leben zu retten trachtet.

Dass der Mann in der Schlacht so ganz bei der Sache ist, d. h. bei der Erfüllung seiner Pflicht als Soldat, dass er an diese denkt und der natürliche Lebenserhaltungstrieb ihm das Denkvermögen nicht raubt, das ist das Endziel aller militärischen Ausbildung, das ist das Ergebnis der Disziplin. Diese Disziplin ist nur zu erreichen in dem aus der allgemeinen Wehrpflicht hervorgegangenen Heere eines Kulturvolkes. Je höher das Volk in der Kultur steht und je stärker im Individuum durch Wohlergehen das Selbstgefühl entwickelt ist, desto leichter und sicherer ist diese Disziplin zu erschaffen, vorausgesetzt natürlich, dass die Ausbildung im richtigen Geist betrieben wird.

Lässt sich solche Disziplin erreichen, die in den Schrecknissen moderner Schlacht standhält? Wir haben eingangs schon die Ansicht aufgestellt, dass es eine willkürliche Einbildung sei zu glauben, diese Schrecknisse seien soviel furchtbarer als diejenigen der Schlachten vergangener Zeiten, und ich sehe überhaupt nicht ein, warum die Schrecknisse der Schlacht den Soldaten zur Memme machen sollen. Es gibt noch viele andere Lagen, in denen auch der Mann von heute die Wahrscheinlichkeit eines nahen Todes vor Augen hat und doch kalt und besonnen seine Pflicht tun muss und auch tut.

Doch dem sei, wie ihm wolle, wir haben ja die Beweise aus der Kriegsgeschichte unserer Zeit, dass der moderne Soldat durch die Schrecknisse nicht an der Konzentrierung auf seine Pflicht gehindert und zur feigen Memme wird, die davonläuft oder sich verkriecht, sofern ihm die Angst nicht den Verstand zum Davonlaufen geraubt hat. Das Verhalten der Japaner, im besonderen vor Port Arthur, darf nicht als Beweis angeführt werden, denn die moderne literarische Richtung, die das Dogma von den grauenhaften Schrecknissen moderner Kriege und von der Jämmerlichkeit moderner Menschen als Soldaten aufgestellt, hat dem geschickt vorgebeugt, indem sie berichtet, dass die eigentümlichen ethischen Anschauungen dieses Volkes deren Heldenwesen (Gleichgültigkeit gegen Tod und Schmerz und heroische Vaterlandsliebe) verursache. So muss man denn zurückgreifen auf 1866 und 1870. Das ist aber viel besser, denn diese Kriege bringen diese Beweise vollwichtig, und dort waren es Menschen unserer Art. Jede der Schlachten bringt die Beweise. Wohl hat es auch damals Drückeberger genug gegeben und auch jämmerliche Paniken sind bei den Siegern vorgekommen. Beides ist ewig vorgekommen und wird ewig vorkommen, denn nichts auf Erden ist vollkommen, und Vollkommenes lässt sich nirgends erreichen; niemand wird daher wagen, es zu leugnen, und es ist daher gar nicht notwendig, dass die moderne literarische Richtung in ihrem Forschen nach historischer Wahrheit sich ganz besonders bemüht, diese Vorkommnisse hervorzusuchen und in grelles Licht zu setzen. Nicht auf unabänderliche Unvollkommenheiten muss man hinschauen, wenn man eine grosse Sache richtig würdigen und daraus für sich Nutzen ziehen will, sondern man muss forschen nach den Ursachen der Grösse.

Nur ausnahmsweise kam es in den Schlachten von 1870 vor, dass eine Stellung beim erstmaligen Vorgehen gleich genommen werden konnte; in den meisten Fällen war dies erstmalige Vorgehen „übereilt", mit grossen Verlusten musste man wieder umkehren oder wenigstens die Durchführung der Absicht unterbrechen, und erst beim zweiten oder dritten Versuch wurde das Ziel erreicht. In solchen Verfahren — inbegriffen die sogenannte Uebereilung des Vorgehens bei ungenügend vorbereitetem Angriffe — liegt die Ursache der Siege. — Die englischen

Söldner gingen in den für sie so unglücklichen Schlachten des Burenkrieges mit mindestens gleicher Bravour vor zum ungenügend durch das Feuer vorbereiteten und gestützten Angriff. Aber die Wirkung des feindlichen Feuers brach bei ihnen bald die Willensenergie der Durchführung. Während die Unmöglichkeit durchzudringen bei der deutschen Teilführung und Truppe nur die Ueberzeugung hervorrief, dass jetzt die Sache auf eine andere Art angepackt werden müsse, während bei diesen die grössten Verluste den Willen, zu siegen, nicht brachen, genügten bei jenen Söldnern viel kleinere Verluste, um die Nutzlosigkeit fernerer Versuche einzusehen. Wenn die deutschen Truppen 1870 vor dem Feuer des Gegners zurück mussten, so gingen sie nur gerade so weit zurück, wie sie eben mussten, suchten sich wieder in die Verfassung zu setzen, von neuem wieder vorgehen zu können, lauerten mit konzentrierter Aufmerksamkeit auf den Moment, wo es wiederum möglich erschien und gingen dann, nicht bloss mit ungeschwächter, sondern mit vermehrter Energie wieder vor; jene Truppen im Burenkriege aber gingen ganz zurück, sie glaubten nicht mehr an die Möglichkeit, trotz der furchtbaren Wirkung des feindlichen Feuers mit ihrem Entschluss durchdringen zu können. Dadurch kam es, dass die Deutschen so ungeheuer viel grössere Verluste hatten und siegten, die Engländer soviel kleinere und unterlagen.

Dieser Unterschied in der Auffassung und im Handeln liegt nicht im Volkscharakter oder in einem durch religiöse Vorstellungen geschaffenen ethischen Zustand, diese erschafft nur die blinde Todesverachtung des Fanatismus und nicht die denkende der modernen Soldaten. Der Unterschied liegt nur in der Ausbildung und Erziehung. Diese muss sich darauf richten, im Soldaten die Ueberzeugung hervorzurufen, dass er alles, was der Vorgesetzte von ihm verlangt, ganz und vollkommen ausführen kann und dass, weil er es kann, es auch muss. Das schafft die Fähigkeit zu gehorchen. Das schafft die Energie der Ausführung, denn bei dieser muss der eigene Wille zur vollkommenen Ausführung an Stelle des höheren Willens, der dazu veranlasste, treten. Das ist Disziplin, d. h. denkender Gehorsam; Prinz Friedrich Karl in seinem berühmten Memorial nennt es Zähigkeit. Wir möchten es auch als das bis zur höchsten Kraft des Individuums entwickelte Pflicht-

gefühl bezeichnen. Die Entwicklung solcher Pflichtauffassung sollte das Endziel aller Manneserziehung sein. Im vollkommensten Masse kann sie aber nur durch die militärische Erziehung des erwachsenen Mannes entwickelt werden, denn zu ihrer ersten Hervorrufung und zur Erhaltung und Kräftigung der wachsenden Pflanze gehört ein Verhältnis, in dem der seiner Persönlichkeit bewusste Mensch muss, ob er will oder nicht, in dem er in dieser Beziehung recht- und machtlos dem Höhern gegenübersteht. — Es gehört aber auch noch dazu der höchstmögliche Kulturgrad des Individuums, wie schon vorher dargelegt worden ist.

Sowie diese Kraft geschaffen, ist die ausschlaggebende Bedingung zum Siegen vorhanden und braucht man sich nicht zu sorgen, dass der Soldat durch die Erregung seiner Phantasie und durch die schwachen Nerven des Kulturmenschen (?) zum denkenden und entschlossenen Handeln unfähig wird, sobald Gefahr ihm droht. Sowie die Pflicht ruft, wird alles andere Denken absorbiert von der Gewohnheit: mit aller Konzentration der Willensenergie und des Denkvermögens die Pflicht vollkommen auszuführen. Deswegen ist jede Gefechtsausbildung verwerflich, die für das Handeln nicht solche Konzentration der Willensenergie und des Denkvermögens erforderlich macht. Leicht soll man dem Soldaten das Denken über die Erfüllung seiner Pflicht machen, aber nicht unnötig. Deswegen ist, wie jede Einübung eines schematischen Verfahrens, auch der Gefechtsdrill das verwerfliche Mittel zur Erschaffung von Gefechtstüchtigkeit. Je Vollkommeneres damit erreicht wird, d. h. je automatenhafter im Gefecht die Obliegenheiten für dieses erfüllt werden können, desto mehr Freiheit wird der schwachen Seele und den sensibeln Nerven gewährt, sich von den Schrecknissen erregen zu lassen.[2])

Der Gedanke, durch ein besonderes Verfahren (Gefechtsdrill) den verderblichen Einfluss der Angst auf den Menschen aus-

[2]) Wohl soll der Soldat das Mechanische, das er im Gefecht braucht (die Manipulationen mit der Waffe, gleichmässiger Anschlag und Zielen, sowie die Ausführung der Kommandos) vollkommen können, aber nur damit er über die Ausführung nicht nachzudenken hat, damit er mit seinem Nachdenken ganz beim Gebrauch zur Ueberwindung des Gegners sein kann.

gleichen zu wollen, wie überhaupt die vielen lebhaften Darstellungen dieser unbehaglichen Gefühle vor und in der Schlacht und das Ausmalen ihrer Ursachen ist eine neue Erscheinung der Militärliteratur unserer Tage; früher ist so etwas nicht der Brauch gewesen, und wo es mal vorkam, geschah dies nicht mit solcher Gründlichkeit und Anschaulichkeit. Die eingehende Beschäftigung in der Militärliteratur auch mit dieser Seite der Sache entspricht einer gewissen Richtung unserer Zeit auf dem Gebiete der darstellenden Künste. In der Malerei nannte man es Impressionismus und in der beschreibenden Kunst Naturalismus; Zola ist darin der Meister. Wie weit diese Richtung, die alles darzustellen und blosszulegen sich berechtigt erachtet, dem Kunstgrad der Menschheit genützt, sind wir nicht kompetent zu beurteilen. Tatsache indessen ist, dass sie das Wort zuschanden macht, in dem sich der Takt konzentriert: es gibt Dinge, die man weiss und die man tut, aber man spricht nicht darüber. Es gibt auch Dinge, über die man nicht spricht, weil ein jeder Mensch sie mit sich selber durchkämpfen muss. Zu diesen Dingen gehört auch das Herzklopfen, das die meisten empfinden, wenn es in die Schlacht geht. Es ist ein Zustand, der weder einen erhebenden Anblick gewährt noch für denjenigen angenehm ist, der von ihm geplagt wird. Von solchen Schwächen des Menschen, auch wenn sie stärker sind als sein Wollen, spricht man weder vorher noch nachher, wenn dies nicht unerlässlich notwendig ist. Wohl soll man dem Menschen helfen, damit er nicht unterliegt. Niemals aber darf dies geschehen dadurch, dass man ihnen direkt entgegengeht, sondern nur dadurch, dass man dem Menschen durch seine Erziehung die moralische Kraft gibt, um mit diesen Feinden seines männlichen inneren Gleichgewichtes ganz gleich wie mit anderen selbst fertig zu werden. Auf keinen Fall aber kann das Ziel erreicht werden, wenn die (selbstverständliche) Notwendigkeit, den Soldaten zu solchem inneren Sieg zu stärken, bewiesen wird durch Schilderungen des Kampfes und der seelischen Schrecknisse, die in diesem Masse — Ausnahmen natürlich vorbehalten — niemals von demjenigen, der mitten drin ist, so empfunden werden wie von demjenigen, der neben draussen steht und dem der liebe Gott die schöne Gabe gegeben hat, anschaulich schildern zu können. Solche Schilderungen ha-

ben bei den meisten Menschen die verderbliche Wirkung, sie regen die schlummernde Phantasie und veranlassen sie, sich weiter damit zu beschäftigen und dann die Dinge sich noch weiter auszumalen. Eine Heldenseele erzieht man nicht dadurch, dass man die Schrecknisse ausmalt, die auf dem Heldenwege überwunden werden müssen, sondern dadurch, dass man den Sinn weckt, der sie überwinden kann. Eine junge Frau wird nicht auf die Ertragung des Geburtsaktes gestärkt dadurch, dass man ihr die Gefahren und die Schmerzen anschaulich schildert, die sie durchmachen muss, wenn sie ihren Frauenberuf, ihre höchste Lebenspflicht erfüllt. Das ist das einzige, was unausgesprochen bleibt, jede weiss es und jede weiss auch, dass sie es ertragen kann und ertragen muss wie jede andere und zweifellos ist, dass diejenige alles am leichtesten ertragen und überwinden kann, der im gesunden Körper das heitere Gemüt erhalten wird und deren Phantasie sich nicht mit dem kommenden Schrecken beschäftigt. Ganz gleich ist es mit dem Soldaten, dessen einziger Gedanke sein muss, wenn er an die Schlacht denkt: Das, was so viele andere auch ertragen müssen, kann ich auch.

So erachte ich die moderne Richtung, welche, um auf die Bedeutung der psychischen Kraft im Kampfe hinzuweisen, ihre Schrecknisse in lebhaften Farben schildert, für falsch und verdorben, ihre logische äusserste Konsequenz ist die Forderung des Eindrillens des Gefechtsverfahrens und des Gefechtsverhaltens, so dass der vor Aufregung und Furcht Sinnlose gleich einem Automaten seine Sache macht. Das Gegenteil aber ist die Bedingung des Sieges in moderner Schlacht mit modernen Waffen.

Das einzige erlaubte Aussprechen der Schrecknisse des Krieges liegt in dem Ausspruch des eisernen Kanzlers, der ungefähr lautet: „Man muss den Krieg erlebt haben, um ihn verabscheuen zu können“.

Den Krieg verabscheuen heisst aber nicht ihn fürchten und noch viel weniger, dass man den Schrecknissen die Macht anerkennt, die männliche Kraft zu lähmen.